

Das Buch

Franzi hat drei Kinder und eine Affäre mit ihrem Exmann Michael. Zusammenleben können die beiden nicht mehr, so ganz aufeinander verzichten aber auch nicht. Und das muss ja niemand wissen.

Was Franzi hingegen nicht weiß: wer ihr lieblicher Vater ist.

Franzis Mutter hat in den siebziger Jahren Villen im Grunewald ausgeraubt. Und bei ihrem letzten Beutezug ein sehr wertvolles Gemälde mitgehen lassen – das jedoch bei ihrem Geliebten blieb. Zufällig findet sie heraus, dass Franzis Vater nun offenbar ganz in der Nähe lebt. Weiter schweigen oder doch lieber lügen? Denn manche Geheimnisse sind brisanter als andere ...

Die Autorin

Katia Weber, 1978 in Bonn geboren, lebt nach Auslandsaufenthalten in Australien, Venezuela und Frankreich wieder in ihrer Heimatstadt. Sie ist freie Übersetzerin und Lektorin. *Kleine Lügen erhalten die Familie* ist ihr erster Roman.

KATIA WEBER

Kleine 
LÜGEN 
erhalten die
FAMILIE 

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Juni 2017
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017
Umschlaggestaltung: Favoritbuero GbR, München
Titelabbildung: © Beskova Ekaterina/shutterstock
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Gesetzt aus der Aldus nova
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-548-28890-1

Für Petra Buttenberg

Im April

Franziska Vanassian stand ratlos auf dem kleinen Platz vor der Autovermietung. Sie hatte gedacht, es ginge ihr gut und alles sei so wie immer. Normal halt. Mal davon abgesehen, dass sie vielleicht ein wenig wacher war als sonst, immerhin hatte sie gerade einen ziemlich breiten, ziemlich langen Laster durch die Innenstadt gelenkt, um Michaels Umzugskisten in seine neue Wohnung zu bringen.

Doch jetzt merkte sie, dass nichts normal war. Ihre Hände zitterten. Nein. Alles zitterte. Wie bei einem Erdbeben. Sie hatte sich in letzter Sekunde in den Schutz eines Türrahmens gerettet, und jetzt klammerte sie sich mit aller Kraft an das Holz und sah dabei zu, wie um sie herum alles zusammenkrachte. Nicht in sich zusammenstürzte. Es krachte. Mit Verlusten. Mit Verletzten und Wunden.

Dabei ging das Leben um sie herum tatsächlich ganz ungerührt weiter. Der Verkehr surrte und brummte vorbei. Ein Linienbus holperte über eine Bodenwelle, seine Stoßdämpfer schnauften. Ein Kind fuhr mit dem Rad auf dem Bürgersteig vorüber, die Reifen entlockten den losen Betonplatten ein hohles Geräusch. Das Kind, ein Mädchen mit blonden Zöpfen, fuhr im Stehen und redete leise vor sich hin. An dem Lenker war statt einer Fahrradklingel ein grüner Gummidino angebracht. Jana, Franzis jüngste

Tochter, hatte auch so eine Kinderhupe besessen. Sie wurde gestohlen. Jana hatte still geweint, als sie feststellte, dass Dino nicht mehr da war.

Genauso hatte sie auch geweint, als Micha und Franzì ihr erklàrt hatten, dass Micha ausziehen wùrde.

Die Luft war frisch und feucht. Franzì betrachtete die graue Hàuserwand gegenùber. Vor einem Fenster im zweiten Stock vertrockneten die Begonien in einem Blumenkasten aus Plastik. Sie überlegte, wo sie ihren Wagen geparkt hatte. Sie konnte sich einfach nicht erinnern. Anscheinend war all ihre Kraft darauf gerichtet, sich zusammenzureißen. Und darüber hatte sie alles andere vergessen.

So. Das war's jetzt oder wie?, dachte Franzì. Die Erde bebte, und links und rechts fällt Lametta von den Bäumen, und ich weiß nicht mehr, wo das Auto steht.

Nun war es also passiert. Micha war ausgezogen. Aus dem gemeinsamen Haus. Aus ihrem gemeinsamen Schlafzimmer. Aus Franzìs Herzen. Es stimmte wirklich, auch der letzte Teil. Sie spùrte Micha kaum noch. Wie konnte das sein? Niemand hatte ihr jemals nahergestanden. Es gab niemanden, der ihn verdràngt hatte. Sie war auch nicht wirklich wùtend auf ihn. Oder zumindest nicht mehr. Ihr Herz war nicht wund oder aufgebracht. Aber die Perspektive war weg.

Sie stand auf einem Balkon ohne Aussicht.

Gib doch einfach zu, dass du traurig bist und es dafür keine Worte gibt, dachte sie. Aber der Gedanke machte ihr Angst.

Der Wohnungsschlüssel, den Micha ihr eben zurückgegeben hatte, wog mindestens eine Tonne in Franzis Hosentasche. Er war so schwer, dass sie kaum von der Stelle kam. Wie in Trance spazierte sie in Richtung Rheinufer. Dort blieb sie eine Weile stehen und sah zwischen den Trauerweiden hindurch aufs Wasser. Containerschiffe schwebten an ihr vorbei. Franzis konnte hören, wie ihre Dieselmotoren arbeiteten. Das Stampfen und Tuckern wirkte beruhigend auf sie. Ein paar kreischende Möwen segelten über den Fluss, der gleichmütig gen Norden strömte. Eine schlammbraune Lawine, die durch nichts aufzuhalten war.

Der Fluss ist unerschütterlich, dachte Franzis, er ist völlig unbeeindruckt von dem, was links und rechts passiert, und kennt nur eine Richtung: vorwärts. Wenn der Fluss das kann, kann ich das auch. Nach vorn schauen. Weitermachen.

Womit eigentlich?

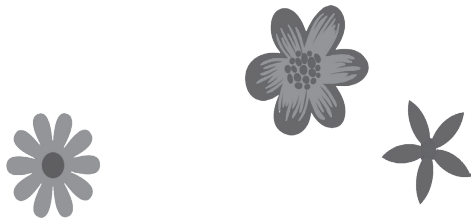
Sie hatte drei wunderbare Kinder und ein Haus, das ihr ohne Micha überraschend groß erschien, eine Mutter mit einer Menge guter, aber unbrauchbarer Ratschläge, keinen Job und keinen Plan. Das Wort ›Zukunft‹ löste in Franzis ein freudiges Kribbeln in der Magengegend aus, das jederzeit in Übelkeit umschlagen konnte. Denn ein Neuanfang war aufregend, aber die damit verbundene Ungewissheit konnte sie nur schwer ertragen. Was, wenn sie ohne Micha nicht zurechtkam und alles den Bach runterging? Was würde dann aus den Kindern?

Der Parkplatz mit dem Glascontainer, dachte Franzis

plötzlich. Da stand ihr Wagen! Als sie ausgestiegen war, hatte eine Scherbe unter ihrer Schuhsohle geknirscht.

Franzi warf noch einen letzten Blick auf den Rhein, dann wandte sie sich zum Gehen. Das neue Leben musste noch einen Moment warten.

Jetzt wollte sie erst mal nach Hause.



Erstes Kapitel

»Riecht wie Frühling hier.«

Das hatte Oma Brunhilde gesagt, als sie Toni und seinen besten Freund Eli fast dabei ertappt hatte, wie sie einen Joint in Tonis Zimmer rauchten. Es war ihnen gerade noch gelungen, den Joint auszumachen, die Terrassentür aufzureißen und die Luft mit den Armen und einer Computerzeitschrift wegzufächern.

Zumindest teilweise.

»Warum habt ihr die Tür abgeschlossen?«, fragte Oma misstrauisch.

»Weil ich Wert auf Privatsphäre lege«, antwortete Toni wütend.

Die Worte trafen sie. Sie versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen, doch ihre Mimik verriet sie. Toni fühlte sich sofort schlecht, aber er war zu stolz, um sich bei ihr zu entschuldigen. Noch drei Jahre, dachte er, dann bin ich nicht mehr in der Pubertät, und es ist wieder okay, vor meinen Freunden zivilisiert mit Familienmitgliedern umzugehen.

So lange musste sich Oma allerdings noch gedulden.

»Es gibt gleich Abendbrot. Möchtest du mitessen, Eli?«, fragte Oma, um das Thema zu wechseln.

Eli nickte und strahlte sie an.

»Gern! Ich habe tierischen Hunger.«

Toni beneidete ihn um seinen entspannten, freundlichen Tonfall und sein offenes Grinsen. Andersherum war es natürlich genauso für Toni, wenn er bei Eli zu Hause war. Dann verhielt sich Eli unmöglich, antwortete einsilbig oder grunzte, statt zu reden, und Toni genoss es, den wohlgezogenen, liebenswerten Jungen von nebenan zu mimen. Wäre auch noch schöner, wenn irgendjemand behauptete, seine Eltern hätten ihn schlecht erzogen.

Es kam allerdings immer seltener vor, dass er zu Eli ging. Eli war meistens bei Toni, denn dort hatten sie ihre Ruhe, insbesondere, seit Papa weg war und Mama wieder richtig arbeiten ging. Und Ruhe war verdammt wichtig (*Essentiell*, hätte Eli gesagt), vor allem, seitdem Werner angefangen hatte, sie mit Stoff zu versorgen.

Als Werner die erste Tüte Gras anschleppte, saß Toni gerade am Computer und chattete mit Alexa, 22 Jahre alt, Medizinstudentin aus Heidelberg und dem Foto nach zu urteilen total scharf. Alexa hatte lange hellblonde Haare und blaue Augen, denn genauso stellte sich Toni seine Traumfrau vor. Ungläubig starrte er auf den Bildschirm, weil Alexa gerade beschrieb, wie sie es am liebsten mochte. Das blieb nicht ohne Folgen.

Da kratzte es plötzlich an der Zimmertür.

Zwischen einem Klopfen und einem Kratzen bestand ein himmelweiter Unterschied, aber Toni erschrak so heftig, dass er das Geräusch nicht sofort einordnen konnte.

Mama, Maria und Jana klopfen. Der Einzige in der Familie, der kratzte, war Werner. In diesem Augenblick konnte Toni jedoch nur den einen Gedanken fassen: Jemand war im Begriff, die Zimmertür zu öffnen. Und das passte ihm aufgrund der Situation in seinem Schritt gar nicht in den Kram. Er starrte in Richtung Tür, hielt die Luft an und wartete.

Alexa wartete ebenfalls auf eine Reaktion. Ihre Chat-Nachricht blinkte beinahe vorwurfsvoll auf dem Bildschirm, und die drei Pünktchen hinter dem letzten anzüglichen Wort, das einem rote Hitzeflecken ins Gesicht jagte, ließen keinerlei Zweifel daran zu, dass Alexa »es« auch wollte, und zwar sofort.

Es kratzte erneut.

Toni stand auf. Als er die Tür öffnete und den wedelnden Hund zu seinen Füßen sah, hatte er immer noch diesen gewissen Gesichtsausdruck: schuldbewusst und wachsam. Dass er etwas Verbotenes getan hatte, war ganz offensichtlich.

Für jeden außer Werner.

Der stand vor Toni, die Hinterläufe leicht x-beinig eingeknickt, wie es nun mal so seine Art war, und himmelte Toni mit leuchtenden Augen an. Es war kein Geheimnis, dass Toni Werners favorisiertes Herrchen war. Er liebte auch Tonis kleine Schwester Jana, aber wenn ein Gewitter aufzog, verkrümelte sich Werner nicht unter ihrem Bett, sondern unter Tonis. Vielleicht lag es daran, dass unter Janas Bett zu viel Spielzeug herumlag.

Auch unter Tonis Bett lag immer viel Zeug. Sport-

schuhe, alte Schulhefte, Socken voller Staubflocken, Federbälle. Und manchmal eben der Hund.

Tonis körperliche Erregung war beinahe so schnell verflogen, wie sie gekommen war. Schade eigentlich.

Er bückte sich und streichelte den Hund zwischen den spitzen Ohren. Werner hatte kluge Augen. Das bedeutete nicht, dass er besonders klug war, aber er erweckte zumindest den Eindruck. Und wenn ihm danach war, hörte er aufs Wort.

»Na?«, meinte Toni und kraulte Werner noch ein bisschen mehr.

Werner schien nicht so recht bei der Sache zu sein. Er gab ein eigenartig ersticktes Winseln von sich und sah Toni erwartungsvoll an. Er machte ein paar Schritte, blieb in der Mitte des Zimmers stehen und drehte sich zu Toni um. Er winselte noch einmal.

»Was hast du denn?«

Werner tappte mehrmals auf der Stelle. Genau genommen sah *er* auch so aus, als hätte er etwas ausgefressen. Toni schloss vorsorglich die Tür.

Das war Werners Zeichen gewesen. Er ließ das durchsichtige Plastiktütchen aus dem Maul auf den Teppichboden fallen. Anschließend legte er sich daneben, ohne das kleine Paket aus den Augen zu lassen, und hechelte. Toni trat näher heran.

Er musste das Päckchen nicht hochheben und genauer betrachten, er wusste sofort, dass es Gras war. Es roch auch danach, denn Werner hatte mit seinen spitzen Eckzähnen mehrere Löcher in die handtellergroße Tüte gestanzt.

Toni betrachtete das kleine Wunder auf seinem Teppich und überlegte, wie viel Gramm das wohl waren. Das war sicher teuer gewesen.

»Wo hast du das denn her?«, fragte Toni.

Werner wedelte stolz mit dem Schwanz, verhielt sich sonst aber ruhig. Keine Frage, er würde seine Quelle nicht preisgeben. Das hatte er sicher bei der Polizei gelernt.

Werner war ein Schäferhund und in seinem früheren Leben mal Beamter gewesen, das wusste Toni von Tante Judith. Sie hatte Werner mitgebracht – und anschließend vergessen, wieder mitzunehmen. So formulierte Mama es immer.

Judith war Journalistin, die fleischgewordene Karla Kolumna mitsamt vergessenen Kugelschreibern irgendwo in der Frisur, zerstreut, fahrig, scharfzüngig und auch ein bisschen irre. Mamas jüngere Schwester war in jeder Hinsicht anders. Nicht nur anders als Mama.

Anders als Menschen.

Sie kannte eine ganze Menge Leute, aber wie der Kontakt zur Hundestaffel wieder zustande gekommen war ... Wahrscheinlich über den Nachbarn, Herrn Mauritz. Der war Kriminaloberkommissar oder so ähnlich.

Toni hob die Tüte auf und wog sie in der Hand. Aufmerksam verfolgten Werners schwarze Augen jede seiner Bewegungen. Er hatte Toni schon eine ganze Menge Geschenke von seinen Ausflügen durch die Nachbarschaft mitgebracht, vom abgetrennten Puppenarm bis zum mumifizierten Mäusekadaver. Es gab da nämlich ein kleines Problem mit Werner: Er büxte gern aus. Er hatte sich

schon zahlreicher Halsbänder entledigt, Houdini-Style, konnte das Törchen im Gartenzaun öffnen und kam überhaupt durch so ziemlich jede Tür, die nicht abgeschlossen war, indem er die Klinken mit den Pfoten herunterzog. Toni nahm an, dass er diese Fertigkeiten während seiner Ausbildung zum Polizeihund erworben hatte.

Zum Glück blieb Werner nie lange fort. Gewöhnlich drehte er nur eine Runde um den Block, ein Hund auf Streife, der in seinem Quadranten Patrouille lief. Einige Nachbarn sahen es gelassen, weil sie wussten, dass Werner eher trantütig und gutmütig war. Andere wiederum regten sich jedes Mal fürchterlich auf und hatten auch schon damit gedroht, Anzeige zu erstatten, aber Mama schaffte es irgendwie immer, sie zu besänftigen. Und während sich Mama also mit den spießigen Fischers und Sieberts aus der Reihenhaussiedlung eine Straße weiter auseinandersetzte, sicherte Toni weiterhin Vogelreste und versteinerte Hundehaufen aus Werners Maul.

Dieses Mal war es anders. Werner schien klar zu sein, dass das hier etwas ganz Besonderes war.

»Das hast du fein gemacht«, sagte Toni und zauberte ein weiches, zerdrücktes Leckerli aus seiner Hosentasche.

Während Werner kaute und sich von Toni mit einer Hand kraulen ließ, betrachtete dieser die Plastiktüte eingehender, drehte sie, legte sie auf seinen Schreibtisch und grübelte weiter. Jemand musste die Tüte verloren haben und ärgerte sich wahrscheinlich gerade schwarz. Plötzlich schoss Toni ein anderer Gedanke durch den Kopf.

Diese Menge Gras war illegal.

Und darauf reimte sich: Mirdochegal.

Er hatte sogar irgendwo Blättchen und Filter. Bevor er sich daranmachte, einen Joint zu bauen, drehte er noch schnell den Schlüssel an seiner Zimmertür um. Werner leckte sich derweil die Pfoten. Ihn störte es offenbar nicht weiter, dass Mama das Leckerli aus der Hosentasche schon mal auf 30 Grad gewaschen hatte.

Toni ließ sich auf seinen Schreibtischstuhl fallen, schloss das Fenster auf dem Bildschirm, aus dem ihm der nächste nicht jugendfreie Kommentar von Alexa entgegenblinkte, und schickte Eli eine Nachricht, er solle schnell vorbeikommen. Aber nicht klingeln, durch den Garten.

Eli war schon seit dem Kindergarten Tonis bester Freund. Er wohnte nur zwei Straßen weiter und hatte eine superhübsche ältere Schwester, Elena. Eli und Ela. Nicht besonders einfallsreich, aber gut. Auf einer Party im letzten Sommer hatte Toni Ela beim Flaschendrehen küssen dürfen. Seitdem träumte er nachts manchmal von ihr. Der Kuss und die Träume waren schuld daran, dass Toni jetzt zuverlässig rot anlief, wenn er Ela sah.

Eli musste schon auf dem Weg zu Toni gewesen sein, denn keine zwei Minuten später klopfte es an die Terrassentür. Werners Kopf schnellte hoch und er bellte zweimal, eher automatisch als aufgebracht. Er hatte eine sehr tiefe Hundestimme. Toni zuckte so heftig zusammen, dass ihm das Glas Wasser aus der Hand fiel. Auf dem beigen Teppichboden bildete sich ein großer Fleck in Form eines Fragezeichens. Sogar mit Punkt unten.

»Junge, Junge ...«, entfuhr es Toni.

Er drückte mit der Faust auf sein Herz und öffnete Eli die Tür, der ihm entgegenstolperte. Seine Ponyhaare waren mittlerweile so lang, dass er kaum noch etwas sehen konnte. Er hatte zudem die Angewohnheit, immer nach unten zu gucken, wenn man mit ihm redete. Das sollte vermutlich lässig wirken, sah aber eher so aus, als wenn er furchtbar schüchtern und verklemmt wäre. Außerdem vermutete man immer eine Pickelarmada unter seinem Haarvorhang.

»Hey, Mann«, sagte Eli.

»Hey.«

Sie standen sich schweigend gegenüber und wussten vor lauter Coolness nicht, wie sie sich begrüßen sollten. Das kam in letzter Zeit öfters vor.

»Guck mal, was Werner gefunden hat.«

Toni deutete auf den Plastikbeutel. Als Eli begriff, was sich darin befand, war alle Coolness schlagartig verfliegen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er Toni an.

»Ist das -?«

Toni nickte.

»Wo hat er *das* denn her?«

Elis Stimme überschlug sich fast. Toni zuckte die Achseln.

»Keine Ahnung. Hat er gerade hier abgelegt.«

»Krass!«

Eli ließ sich auf Tonis Bett fallen.

»Willste?«, fragte Toni und hielt ihm den fertigen Joint entgegen.

Eli grinste von einem Ohr zum anderen. Die beiden hatten schon häufiger zusammen gekifft.

»Klar, Mann!«

Toni hatte nichts anderes erwartet.



Zweites Kapitel

»Endlich zu Hause!«

Mit diesen Worten ließ Franzi den schweren Schlüsselbund von ihrem kleinen Finger auf den Küchentisch gleiten und stellte die Einkaufstüten ab. Sie stieß einen Seufzer aus. Der Tag war anstrengend gewesen, und sie hatte Kopfschmerzen. Am liebsten hätte sie ihre Mutter direkt wieder hinauskomplimentiert, aber das ging natürlich nicht. Erstens war es unhöflich, und zweitens hätte sich Jana vermutlich darüber aufgeregt. Seitdem Franzis Mann Michael ausgezogen war, reagierte ihre jüngste Tochter besonders empfindlich auf Streitereien und Unfrieden. Die Trennung machte ihr zu schaffen. Sie war schließlich auch erst acht.

»Habt ihr das mit dem Auto geregelt?«, fragte Brunhilde.

Franzi stand mit dem Rücken zu ihrer Mutter, so dass sie genüsslich die Augen verdrehen konnte.

»Nein, Mama. Wann denn?«

Brunhildes Stimme hatte sofort wieder diesen nörgelnden Unterton.

»Ein Telefonanruf, Franzi. Nur ein Telefonanruf, und ihr könntet das klären. Micha, wie viel Geld willst du für den Wagen? Und dann lässt du die Papiere ändern. Das

ist doch nicht so schwer! Du musst jetzt langsam mal anfangen, dich mit ihm auseinanderzusetzen.«

Franzis Brauen zogen sich über der Nasenwurzel zu einem schmalen Strich zusammen.

»Auseinandersetzen? Ich habe im letzten Jahr nichts anderes getan, Mama. Wenn es eins gibt, was ich jetzt gerade überhaupt nicht haben möchte, dann sind das noch mehr Auseinandersetzungen mit Micha. Ich brauche eine Pause.«

Auch von dir, hätte sie am liebsten hinzugefügt.

Micha und sie hatten im Frühjahr beschlossen, dass es nicht mehr funktionierte. Es, das waren zwanzig Jahre Franziska und Michael, davon knapp fünfzehn Jahre als Ehepaar. Es, das war mehr als die Hälfte von Franzis Leben. Es war auch mehr als die Hälfte von Michas Leben, aber Franzi wusste nicht, ob er diese Art Rechenspiele auch praktizierte. Und falls ja, ob ihn die Zahlen in irgendeiner Form juckten.

Sie hatten alles Mögliche versucht. Sie hatten sich mit anderen Paaren unterhalten, die ebenfalls schon sehr lange zusammen waren, und sich von ihnen bestätigen lassen, dass sie genau dieselben Probleme mit sich herumtrugen. Zu viel Elternsein, zu wenig Paarsein. Und dann der Alltag.

Franzi und Micha waren bei einem Paartherapeuten gelandet, der ihnen viele Fragen stellte. Wie oft sie miteinander schliefen, ob es Seitensprünge gegeben hatte. Sie beantworteten brav seine Fragen. Sie schliefen miteinander, wenn es sich ergab (selten), und nein, Seiten-

sprünge hatte es keine gegeben. Ob sie sich noch liebten? Franzl und Micha tauschten einen Blick aus, als müssten sie sich erst absprechen, bevor sie zögernd und mehr oder minder gleichzeitig »Ja. Schon. Aber ...« sagten. Der nette Therapeut machte sich lächelnd ein paar Notizen und gab ihnen Hausaufgaben auf.

Nach der Sitzung standen sie draußen auf der Straße und kriegten sich wieder wegen einer Nichtigkeit in die Wolle. Irgendwann sagte Micha: »Ich hab keinen Bock mehr auf Hausaufgaben.«

Darüber hatte Franzl erst gelacht, dann war das Lachen in Weinen umgeschlagen. Und schließlich war es vorbei gewesen.

Micha hatte nach und nach seine Taschen gepackt und sich parallel eine Wohnung gesucht. Im April war er ausgezogen. Jetzt war Oktober.

Brunhilde riss Franzl aus ihren Gedanken.

»Ich weiß wirklich nicht, was mit dir los ist, Franziska. Du kannst dich doch nicht ewig drücken! Es wird Zeit, der Realität ins Auge zu sehen. Du bist eine erwachsene Frau, du hast drei Kinder. Irgendwann muss das Leben auch mal weitergehen.«

Franzl verdrehte die Augen genießerisch in die andere Richtung. Das bereitete ihr eine geradezu diebische Freude.

»Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun, finde ich. Die Tatsache, dass ich momentan lieber nicht mit Micha reden möchte, macht noch lange keinen Drückeberger aus mir. Und dass das Leben weitergeht, siehst du doch!«

Franzi drehte sich um und machte eine allumfassende Geste, die auch den stattlichen Geschirrberg auf der Spüle einschloss. Maria, die Älteste, hatte in der vergangenen Woche einen Wutanfall gehabt und gegen die Klappe der Spülmaschine getreten. Jetzt war das gute Stück hinüber und Maria auf unbestimmte Zeit zum Spüldienst verdonnert worden. Anscheinend musste Franzi sie bei Gelegenheit noch mal daran erinnern.

»Es tut mir leid, das zu sagen, Mama, aber aktuell stellst *du* die größte Behinderung meines Alltags dar. Ich muss nämlich jetzt die Lebensmittel einräumen und Abendessen kochen. Damit unser aller Leben weitergeht.«

Brunhilde sah beleidigt aus. Sie verschränkte die Arme vor der Brust.

»Ich höre deinen Vater sprechen«, sagte sie düster.

Franzi lachte.

»Ist dir schon mal aufgefallen, dass du meinen Vater immer nur sprechen hörst, wenn ich irgendetwas tue, was dir *nicht* gefällt?«

Brunhilde hob an, um etwas zu erwidern, da kam Jana barfuß in die Küche getapst.

»Können wir heute Abend mal Papa anrufen?«, fragte sie.

Sie wirkte bedrückt. Franzi ging zu ihr und legte die Arme um ihre Tochter. Sie konnte sie nicht mehr einfach so hochheben wie früher. Die Feststellung versetzte Franzi einen kleinen Stich. Auch ihre Jüngste war inzwischen ein großes Mädchen.

»Natürlich, mein Schatz. Vorm Schlafengehen, okay?«

Jana hielt den Kopf gesenkt und nickte.

»Okay.«

»Dir geht's nicht so gut, Schatz, oder?«, fragte Franzi.

»Doch, doch«, murmelte Jana und wand sich aus Franzis Umarmung, »darf ich ein bisschen fernsehen?«

»Ausnahmsweise.«

Jana trottete wieder aus der Küche. Brunhilde seufzte.

»Wenn ich das kleine Vögelchen sehe, wird mir immer ganz schwer ums Herz.«

»Ja. Ich ...«, setzte Franzi an, unterbrach sich dann aber selbst.

Das war schließlich immer noch ihre Mutter, mit der sie da sprach, und es gab einen Haufen anderer Leute, denen sie sich eher anvertraut hätte.

»Gibt's sonst noch was Neues?«, fragte Franzi stattdessen.

Brunhilde schüttelte den Kopf.

»Nein, ich glaube nicht.«

Franzi begann, Töpfe, Schneidmesser und Gemüse auf der Anrichte zu verteilen.

»Ach so«, sagte Brunhilde plötzlich, »die Jungs kiffen gerade in Tonis Zimmer.«

Franzi zog die goldbraune Schale von einer großen Zwiebel. Es dauerte eine Weile, bis die Information vollends zu ihr durchdrang. Toni? Kiffen?

Franzi drehte sich zu ihrer Mutter um.

»Quatsch«, sagte sie.

»Wenn ich's dir sage«, beharrte Brunhilde.

Franzi erinnerte sich an früher, wie sie und Micha

abends oft im Hofgarten einen Joint zusammen geraucht, danach Wolkenformenraten gespielt und albern rumgekichert hatten, um zuletzt mit einem unglaublichen Heißhunger ein bis zwei Döner zu verdrücken. Pro Person. Das waren gute Zeiten gewesen. Aber sie hatte so ein Gefühl, dass sie das gegenüber ihrer Mutter lieber nicht erwähnen sollte.

Toni war zu jung zum Kiffen. Was, wenn Brunhilde recht hatte? Sie konnte es sich nicht vorstellen, weil Toni ziemlich vernünftig war für sein Alter und noch dazu für einen Jungen. Sie musste mit ihm sprechen, am besten noch heute Abend. Aber ihre Mutter sollte um Himmels willen nicht den Eindruck gewinnen, dass Franzi überfordert war und nicht wusste, was ihre Kinder taten. Deshalb gab sie sich betont locker und sagte:

»Ach ja? Na ja.«

Brunhilde blinzelte so heftig, dass sich Franzi einen Moment fragte, ob ihrer Mutter gleich die Wimpern ausfallen würden. Bei so viel Wind.

»Ist das alles, was dir dazu einfällt? Na ja?«

»Mama, Toni ist ein Teenager. Ist doch klar, dass er Dinge ausprobiert. Und es ist mir, ehrlich gesagt, lieber, wenn er das hier zu Hause macht als irgendwo draußen.«

Als Brunhilde nicht sofort antwortete, gab sich Franzi keinerlei Illusionen hin. Brunhilde wäre nicht Brunhilde gewesen, wenn sie nicht das letzte Wort gehabt hätte. Das hatte ihren Vater früher immer zur Weißglut getrieben. Und später auch Franzi und ihre jüngere Schwester Judith.

Wie erwartet kam Brunhildes Stimme nach ein paar Sekunden aus dem Off. Als hätte sie kurz Anlauf nehmen müssen.

»Ich finde, du musst mit ihm darüber reden.«

»Aha.«

Brunhildes Blick bohrte sich in Franzis Rücken, aber sie reagierte nicht darauf. Sollte sie bohren, solange sie wollte, Franzi dachte nicht im Traum daran, sich von ihr in irgendetwas hineinreden zu lassen, was die Kinder anging. Es waren *ihre* Kinder.

Eins, zwei, drei. Alle.



Drittes Kapitel

»Ich glaube, Georg hat eine andere.«

Anne Mauritz drückte ihre Nase in ein Taschentuch, das eigenartig gemustert war, und trötete so laut hinein, dass Franzl sich vorstellte, wie jeden Moment eine Herde aufgeschreckter Zebras durch die Küche galoppieren würde. Dabei fragte sie sich, ob es etwas Überflüssigeres gab als gemusterte Taschentücher.

»Wie kommst du denn darauf?«

»Er ist so komisch seit ein paar Tagen«, jammerte Anne, »ich habe das Gefühl, er hört mir gar nicht mehr zu.«

Das erstaunte Franzl nicht besonders. Sie setzte sich zu Anne an den Küchentisch und schüttelte den Kopf.

»Kann es nicht auch etwas anderes sein?«

Annes Unterlippe bebte. Die Tischplatte war nass, weil sich wahre Sturzbäche aus ihren Augen ergossen, die Wangen hinunterliefen, und tropf, tropf, alles auf den Tisch. Franzl ekelte sich ein bisschen und wunderte sich über sich selbst. Vor nicht allzu langer Zeit war ihr jegliches Mitgefühl abhandengekommen.

Wenn Anne weinte, sah sie aus wie eins der Opfer in den Seuchenkatastrophenfilmen: aschfahl im Gesicht, mit

dick geschwollenen feuerroten Augen und tiefen Ringen darunter.

Daran dachte Franzl, als sie Anne am Arm fasste und vorsichtig zudrückte. Das sollte emotionale Nähe und Verständnis suggerieren, wirkte aber tatsächlich ziemlich unbeholfen. So als wollte Franzl sie kneifen.

Franzl betrachtete die kamelfarbenen Fasern, die wie fusselige Schwimmhäute zwischen ihren Fingern bebten. Anne hatte die kuschelige Kaschmirstrickjacke an, die so schön war, dass Franzl sie ihr am liebsten geklaut hätte. Früher hatte sie nicht so nach Materiellem gegiert, aber in letzter Zeit verfolgte sie ein nagendes Mangelgefühl, das von innen an ihr knabberte, sich irgendwelche Dinge sehnlichst wünschte und ihr manchmal imaginär am Zopf zog und eine lange Nase machte, wenn Franzl etwas Hübsches sah, das sie sich nicht leisten konnte.

Franzl räusperte sich. Sie versuchte es mit beruhigenden Worten, auch, weil sie Anne möglichst schnell loswerden wollte. Sie wusste nicht, wie lange sie den Anblick der Strickjacke noch ertragen konnte.

»Wir haben diese Unterhaltung doch schon mal geführt, letztes Jahr. Oder vorletztes? Und da hat sich deine Vermutung auch nicht bestätigt. Vielleicht hat er einfach viel zu tun. Hast du ihn mal gefragt, was los ist?«

»Nein. Ich ... ich kann nicht.«

Anne wurde von einem erneuten Heulkampf geschüttelt. Hoffentlich hatte Toni Janas CD-Player laut genug gestellt, damit die Kleine das nicht mitanhören musste.

»Soll ich dir einen Tee machen?«

Anne heulte weiter, trötete das nächste Taschentuch voll und nickte dazwischen. Franzi stellte den Wasserkocher an und suchte nach einem Beruhigungstee.

»Erzähl mir doch mal der Reihe nach, was passiert ist.«

Als Anne erzählte, brach ihre Stimme immer wieder ab. Wenn Franzi es richtig verstand, war der Auslöser der Krise eine Besorgung, die Georg nicht erledigt hatte, gefolgt von einem Anruf, der nicht getätigt wurde, und einer Untersuchung beim Arzt, von der sie ihm berichtet, nach deren Ausgang er sie aber nie gefragt hatte. Und schließlich war er wohl in den vergangenen Wochen im Präsidium stundenlang nicht zu erreichen gewesen. Aber all diese Dinge passierten nicht zum ersten Mal. Georg war Polizist, liebte seinen Job und vergrub sich manchmal förmlich in der Arbeit.

»Was ist dieses Mal anders?«, fragte Franzi, »Georg arbeitet doch öfter mal länger und geht nicht ans Telefon. Du hast mir doch schon mehrfach erzählt, wenn er sich in einen neuen Fall hineinkniet, ist er nicht ganz bei sich. Also?«

Anne schwieg. Diese Ruhe, dachte Franzi, diese himmlische Ruhe.

»Mein Gefühl ist anders«, sagte Anne schließlich.

Franzi stülpte die Lippen vor. Das war natürlich eine andere Geschichte. Gefühle dieser Art trogen selten.

»Ich verstehe«, sagte Franzi, »es hilft nichts. Du musst mit ihm darüber reden.«

»Ich traue mich nicht. Was soll ich denn machen, wenn es stimmt? Das ertrage ich nicht.«